

Eine neue Initiative braucht das Land

Versuch, mit einer Kolumne eine Krankenversicherungs-Initiative zu starten: die «Retro-Initiative»



Beda M. Stadler

Der Leidensdruck ist gross genug und die Idee genial. Es geht um die Lancierung einer Krankenkasseninitiative, nennen wir sie die «Retro-Initiative». Worum geht es? Die Krankenkasse soll nur noch bezahlen, falls jemand schwer krank ist. Ärztliche Leistungen für Wehwechen werden aus der Grundversicherung gekippt. Dies umfasst einen beträchtlichen Teil der ambulanten Medizin. Chronisch Kranke sollen davon nicht betroffen sein. Patienten, die wegen einer Erkältung oder eines ähnlichen Bobos zum Arzt gehen, sollen hingegen das Portemonnaie selber zücken. Retro-Initiative also, weil es wieder wie früher werden soll, als die Hausmittelchen in Gebrauch waren.

Die Allgemeinpraktiker wird's freuen. Solange die Krankenkasse nicht in Anspruch genommen wird, dürfen die Leute fortan so oft zum Arzt gehen, wie sie wollen. Mancher Hypochonder wird lieber auf die Ferien verzichten und dafür auf einen Schwatz beim Arzt vorbeischaun. Einige Ärzte könnten gar ihre Praxen zu Wellnesszentren oder Luxusetablissemments umbauen, wie sie bei Zahnärzten zu finden sind. Das neu erstrittene Recht, Werbung zu treiben, ist dann sinnvoll. Der eine wird vielleicht sogar einen separaten Streichelzoo anbieten, ein anderer eröffnet eine Dépendance in einem Hallenbad. Für all diese Leis-

tungen wird es aber keinen Tarmed-Tarif mehr geben.

Die Retro-Initiative wird die Abgabe von Medikamenten durch Ärzte in allen Kantonen ermöglichen; sie wird im Gegenzug viele Medikamente aus der derzeitigen Rezeptpflicht nehmen und diese Verantwortung den Apothekern übergeben. Damit wäre den Ärzten und den Apothekern geholfen. Da der Patient für Lappalien selber bezahlt, kann er zwischen Originalmedikament und Generikum wählen, so wie wir heute zwischen normalem oder Biogemüse wählen.

Unsere älteren Mitbürger konsumieren wesentlich mehr Medikamente als der Durchschnitt. Da die Schweizer über 60 aber auch ein grösseres Vermögen haben und zu mehr als einem Drittel gar nicht krank sind, werden sie sicher so solidarisch sein und ihre Quasi-Anti-Aging-Präparate selber berappen. Somit könnte dank der Retro-Initiative die unpopuläre Anhebung der Krankenkassenprämien für ältere Menschen noch einmal hinausgeschoben werden.

Die laufende Initiative «Ja zur Komplementärmedizin» wird durch die Retro-Initiative unterlaufen und vom Bundesrat als Gegenvorschlag benutzt werden. Die Retro-Initiative wird nämlich nur Medikamente zulassen, die sich als wirksam erwiesen haben. Die Alternativmediziner dürfen sich dafür nachher in der ganzen Schweiz aufzuführen, als ob sie im Kanton Appenzell wären. Ihre Kunden, seien dies Hunde oder Menschen, zahlen Cash. Für die Alternativmediziner wird die Initiative zur eigentlichen Chance. Sie können sich in Esoterikzentren zusammenschliessen, wo man gleichzeitig Schilfmatten gegen Wasseradern, Wünschelruten, Pendel und Tarotkarten im Discounter kaufen kann. Aromatherapie-Steine, Räucherstäbchen und Bachblüten-Notfalltropfen zum Spezialpreis werden die Leu-



ILLUSTRATION: GABI KOPP

te in Scharen anlocken. Retro heisst die Initiative auch, weil der Arzt rückwirkend entscheiden muss, ob der Besuch bei ihm gerechtfertigt war! Wie bereits heute werden die Krankenkassen ein Auge auf ihn haben.

Solange die Krankenkasse nicht in Anspruch genommen wird, dürfen die Leute so oft zum Arzt gehen, wie sie wollen.

Leitet er einen Patienten an eine Klinik weiter und stellt sich ein Verdacht als Lappalie heraus, zahlt der Patient. Für die Bescheinigung «noch mal Glück gehabt» zahlt man in Zukunft selber. Der Gratis-Check-up, dank dem man in den Ferien unbesorgt das Geld verbubeln kann, wird der Vergangenheit angehören. Die Fortune-Cookies beim Chinesen sind schliesslich auch nicht gratis.

Die Parteien werden die Retro-Initiative auf verschiedene Art unterstützen. Die SVP wird dahinterstehen, weil endlich ein Instrument gegen Simulanten gefunden ist. Die SP wird

dafür sein, weil ihre Einheitskrankenkasseninitiative die Ärzte ohnehin besser kontrollieren will. Die FDP wird kaum überredet werden müssen, liest sich doch die Retro-Initiative wie das eigene Parteiprogramm: mehr Eigenverantwortung, mehr Markt, weniger Kosten. Die CVP wird gespalten sein. Eine Mehrheit wird es allerdings begrüssen, endlich das Gebet wieder im Heilungsprozess zu finden, ohne dass dafür Tarifpunkte gefunden werden müssen.

Der Initiativtext und das Initiativkomitee stehen noch nicht. Es ist zu hoffen, dass Hans Heinrich Brunner vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) mithelfen wird. Schliesslich hat er versprochen, die ganze Wellness aus der Grundversorgung zu kippen. Thomas Held, der Geschäftsführer von Avenir-Suisse, muss von Amtes wegen dabei sein. Noch nie ging es schliesslich um so viel Zukunft. Die Gesellschaft wird sich langsam ändern. Wir werden peu à peu das Gesundheitssystem wieder unter dem Solidaritätsprinzip verstehen. Die Leute, die meinen, bloss weil sie in die Krankenkasse einbezahlt hätten, dürften sie alles wieder zurückholen, müssten sich dazu selber eine Zehe abhacken. Wir werden derart viel Geld sparen, dass sogar wieder Spitzenmedizin drinliegen wird.

Die Idee zur Retro-Initiative ist echt genial. Leider stammt sie nicht von mir, sondern von einem Arzt und Freund. Ihm zuliebe diese Kolumne in der Hoffnung, ein Streit bricht darüber aus, wer das Initiativkomitee gründen darf. Vielleicht sind aber in der Schweiz geniale Ideen gar nicht mehr gefragt, weil wir lieber jedes Jahr höhere Prämien zahlen.

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.

Nachruf

Kulinarische Spurensuche

Marianne Kaltenbach, deren Kochbücher Bestseller wurden, ist 84-jährig gestorben

Rezepte hat sie nachgespürt wie Archäologen Ruinen. Hat Fischer befragt und Marktfrauen und Wirte und alte Bücher von Staub befreit und vergilbte Zeichnungen ausgegraben, die von lokalem Brauchtum zeugten. So wurde die einfältige Schweizer Nachkriegsküche zur reichen kulinarischen Landschaft. Wer Kaltenbachs Rezepte probiere, esse nicht bloss Gemüse oder Fleisch: «Man isst die Landschaft», behauptete der Lobredner, als sie den Luzerner Kunst- und Kulturpreis erhielt; ihr Werk «Ähti Schwizer Chuchi» gehöre «ins Schwyzer Archiv, in die Nähe des Bundesbriefs».

Irgendwann vor dem Zweiten Weltkrieg – ihr Geburtsjahr nannte sie nie – wurde Marianne Rothen geboren. Von der Wirtschaftskrise, die bald kam, spürte das Mädchen wenig, denn im grossbürgerlichen Haushalt, den seine Oma in Lausanne manage, gab es keine Not; und Opa, der den Vater ersetzte, war Direktor der Volksbank und Verwaltungsratsmitglied dreier Hotels. Marianne kannte Langusten und Scampi, von denen einfache Leute nie gehört hatten. Wenn es auf den Markt ging, kam die Köchin mit, um auszuwählen, bei welchem Käseproduzenten welche Käsesorte am schmackhaftesten sei. Und Onkel Max, der sein Leben mit Jagen und Fischen verbrachte, wusste stundenlang von den Eigenschaften des Wildes zu berichten. (Frische Rehleber, sollte Kaltenbach später schwärmen.) In der Kriegszeit allerdings hat auch sie manchmal Kartoffelbrot gegessen, und dass es ihr gut schmeckte, vergass sie nie. Auch nicht, dass manche Leute damals sparen, haushalten und abmessen mussten.

Marianne wollte Medizin studieren, doch schien das «für ein Mädchen» nicht passend. So absolvierte sie die

Handelsschule und dann die Ausbildung als Drogistin. Mit Begeisterung vertrat sie den Geschäftsleiter einer Drogerie, wo sie Pülverchen nach Rezept abwog und Säuren und Basen exakt berechneten Reaktionen zuführte. Und präzise, wie sie Zahnpasta rührte, sollte sie später Saucen mischen und Kochrezepte ausstellen.

Sie hat geheiratet (das Lieblingsgericht des Ehemanns ist Sonntags-Rindsbraten mit Burgunder) und wohnt jetzt in Luzern (wo man entsetzlicherweise Hörnli unter die Röschti mischt). Kaltenbach bekochte in ihrem Heim oft das ganze Luzerner Theaterensemble, und der Ruhm ihrer Talente verbreitete sich. Irgendwann war der erste Ehemann vom Tisch. Mit dem zweiten, dem Künstler und Grafiker Fritz Kaltenbach (der Schupfnudeln bevorzugte) eröffnete sie eine

Agentur für PR und Werbung im kulinarischen Bereich. Dann drängte eine Freundin aus dem Verlagswesen sie, in Lokalblättern ihr kulinarisches Wissen auszubreiten. Mit Erfolg: Es dauerte nicht lange, da wirkte Marianne Kaltenbach als Kolumnistin bei der «Annabelle», wo sie die legendären Rezeptkarten betreute, die sich her-austrennen liessen.

Die Schweiz ging in die siebziger Jahre, die Wirtschaft boomte, eine ganze Gesellschaft begann, besser zu essen (Salatvariationen wurden üblich, Löwenzahn, Sauerampfer). Zugleich ergriffen Frauen vermehrt Beruf, mussten Zeit sparen im Haushalt. Da waren Kaltenbachs Rezepte auch Hilfe von Frau zu Frau. Die Autorin offerierte nicht Luxusrezepte – die auch –, sondern Volksnahes. Was sie selber liebte etwa (als Zvieri: Rhabar-

berkuchen mit einem Glas Weisswein). Produkte vom lokalen Markt, je nach Saison (im Mai finden sich in kleinen Seen Krebse). Und sie scheute sich nicht, wie man es im Krieg hatte lernen müssen, mit Resten zu kochen und Spartipps fürs Januarloch zu geben. Alles selbst probeweise durchgekocht, wie sie gern betonte, mit Mengen- und Zeitangaben (Hasepfäffer nach Äntlibuecher Art: Marinierzeit 5–7 Tage, Bratzeit: ca. 45 Minuten, 200 Milliliter Hasen- oder Schweinsblut).

Von den Büchern, die die Kolumnistin und Geschäftsfrau nachts auch noch schreibt, wird «Ähti Schwizer Chuchi» – erschienen 1977 bei Hallwag – zum Klassiker. Wie eine Historikerin hat sie Oral History betrieben und Quellen erforscht. «Sinn und Zweck dieses Kochbuches ist es auch, die Freude an Traditionen und Brauchtum zu wecken», schreibt sie. Entstanden ist ein Kompendium regionaler Spezialitäten: Zuger Ofeguck, Tilsiter Tünne aus der Ostschweiz, Gämshäpfer aus Uri, Truite du Léman pochée, Alte Maa – ein Brot-Käse-Gericht nach Appenzeller Art. Liebevoll erklärt sie, dass man Schnitz und Kartoffeln im Aargau mit gedörrten Apfelschnitzen zubereitet (was «Schnitz und drunder» heisst), im Luzernbiet aber oft mit karamellisierten Birnen («Schnitz und Häpfer»).

So war es verdient, dass Kaltenbach 2000 Luzerns Kunst- und Kulturpreis erhielt, auch wenn Traditionalisten die Nase rümpften, da die Küche doch keine Kultur sei. An die 50 Bücher hatte die Geehrte schon auf den Markt geworfen und sich jahrelang auch als Wirtin betätigt. Denn eigentlich war sie gar keine Köchin, sondern eine geborene Managerin. Die Tochter aus dem grossbürgerlichen Haus, die gerne das Küchenpersonal anweist und sich Ausflüge auf den populären Quartiermarkt leistet. Willi Wottreng



Die Küche einer Sammlerin: Marianne Kaltenbach, 1989. (Josef Ritler/RDB)



pH-Wert
Pia Horlacher

Die «Schweiz sucht die Miss Vogelgerippe!», lese ich in einer Zeitung. Nanu? Volksmund für Miss Anorexia? Ein Paradigmenwechsel im Missen-Business? Nach der Miss Silikonbrust, der Miss Gummibootlippe und der Miss Schwangerbauch nun plötzlich die totale Abwesenheit allen Fleisches auf dem ganzen Knochengestütz? Wo das gleiche Blatt doch ein paar Seiten weiter die amtierende Miss Schweiz so abbildet, wie diese gern aussehen möchte, wenn sie mit ihrem Aussehen zufrieden wäre (so schön wie jetzt, aber im obern Teilssegment lieber Miss Silikonbrust und Miss Gummibootlippe).

Nein, es war natürlich nur ein kurzes Versehen, eine jener Leseschwächen, die uns hier und da für einen Sekundenbruchteil überfallen – zwei Buchstaben vertauscht, ein Vokal zu viel, ein Konsonant zu wenig – und schon ist die Welt für einen Moment auf den Kopf gestellt. «Die Schweiz sucht den Mister Vogelgrippe», heisst es nämlich richtig, allenfalls auch, man ist politisch korrekt, «eine Madame Vogelgrippe». Aha, alles klar. Schon stimmt die Welt wieder.

Aber bitte, ganz von ungefähr kommen solche Freudschen Versprecher beziehungsweise Verleser ja nicht. «Miss Vogelgerippe» oder «Mister Vogelgrippe», irgendwie tönt beides so, wie wenn wir das ganze Jahr Olma hätten und die Welt nur noch aus der Kategorie grösste Rindvieher bestünde. Oder wie wenn die Pandemie des Grauens – für die der gesuchte Mister Vogelgrippe dann zuständig sein soll – bereits über uns hinweggebraust wäre. Jedenfalls über unsern Blätterwald hinweg.